Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 39

Artikel: Etwas über Fabrikbauten

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644925

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

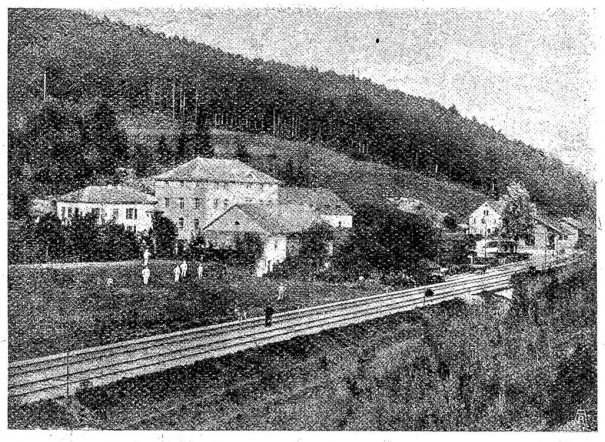
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Weiter: „Viel Frost und Schnee in diesem Monat deutet auf einen milden Januar.“ „Warmer Oktober bringt fürwahr uns sehr kalten Januar.“ „Oktoberhimmel voll Sterne, hat



Einstige Hammermühle in Kempttal, aus der die Fabrik von Maggis Nahrungsmitteln hervorgegangen ist.

warmen Ofen gerne.“ „Bringt der Oktober viel Frost und Wind, so sind der Januar und Hornung gelind.“

An andern allgemeinen Bauernregeln zum Oktober nennen wir noch: „Ein kalter Oktober ist der Raupen Tod“, oder: „Ist der Oktober kalt, macht er für's nächste Jahr dem Raupenfraße halt“. „Regen am Ende des Oktobers verkündet ein fruchtbares Jahr“. „Ist im Herbst das Wetter hell, so bringt's Wind in dem Winter schnell“. Drastisch und deutlich ist der Vers:

„Fällt der erste Schnee in Dreck,
So bleibt der ganze Winter ein Geck!“

Kritische Tage im Oktober sind St. Gallus, 16. Oktober, Ursula, der 21., Simon und Judä, der 28., auch etwa noch der Lukastag, der 18. Oktober. Vom Gallustag heißt es: „Auf St. Gall — bleibt das Vieh im Stall“. In Bezug auf eine späte Weinernte: „Micheliwi — Herrewi; Galliwi — Bauernwi“. Vom 21. Oktober sagt der Volksmund: „An Ursel sammlet-me 's Chrut i, sunst schneit Simon und Judä dri“. „St. Lukas rißt d'Rüben us und treit 's Holz zum Hus“ (Aargau). Simon und Judä ist ein verrufener Tag, wie schon aus Schillers „Wilhelm Tell“ hervorgeht.

Eine alte Bauernregel meldet:

„Wenn Simon und Judä vorbei,
So rückt der Winter herbei“.

Auch: „Simon und Judä henkt Schnee a d'Studä“ = bringt den ersten Schneefall. „Simon und Judä jagt 's Veh us allen Studi“.

Vom Lukastag heißt es: „Lukas macht den Studenten die Augen naß“, weil um diese Zeit die Hochschulen meist ihr Wintersemester beginnen..

Wir schließen mit Jakob Probst:

„Weinmonat! Mit goldnen Gaben
Kommst du, unser Herz zu laben!
Du bist es, der Freude schafft.
Gib den Müden neue Kraft,
Gib den Frohen wieder Lieder
Und komm' bald wieder!“ F. V.

Etwas über Fabrikbauten.

Traum und Wirklichkeit.

Die einen sagen, bauen sei schön, wenn man Geschmack habe; andere: es sei schön, wenn man Geld habe; noch andere: wenn man Glück habe.

Ich meine, bauen sei immer schön, aber immer schwer. Besonders schön, wenn man von freiem Grund auf bauen kann, ohne Beengung, ohne Fesseln, wenn man in die Landschaft hinein dichten darf, das Stück Menschendach ins Gelände stellen, nein hinein schöpfen darf, als wär's aus ihm herausgewachsen.

Dies Glück der ungehinderten Baudichtung habe ich damals gehabt, als mir träumte, mein Vetter habe mir eine Million hinterlassen. Eine Million ist zwar heute nicht viel (sie reicht kaum zur Suppe), doch gibt sie Kredit, und Kredit läßt bauen. Ich erfüllte stehenden Fußes den glühendsten Wunsch: Fabrikherr zu werden, das heißt, vor einen langhinfliehenden Föhrenwald an einem schnurgeraden Kanal, auf einem topfebenen Gelände mit sehnsüchtig weitem Blickfeld eine Fabrikflucht hinzustellen, die wie Wald und Fluß und Wolken und Wind hinschweifen sollte gleichsam ins Unendliche.

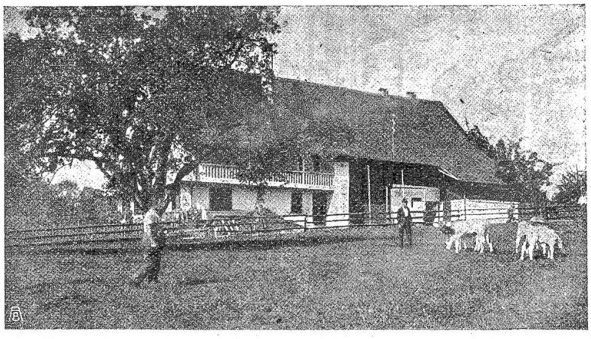
Ich eilte zum berühmtesten Architekten unseres Landes, einem Ausbund von einem Architekten, einem Unikum, einem wahren Genie (Namen nenn' ich nicht!) und stellte ihm mein Begehren hinreißend dar. Er war Feuer und Flamme, rief: endlich eine Aufgabe! nahm Reisschiene und Winkel, zog ein paar hineilende Gerade, ein paar ordnende Senkrechte, skizzierte den Fluß, den schweren Forst, die sehnsuchtsvolle Landschaft und sagte: Hier ist Ihr Bau! Heimatschutz!

Herrlich! rief ich, dann rasch ans Werk! Und ich baute mit meinem Goldarchitekten eine Riesenflucht von Geraden und Senkrechten hinein in diese riesige Landschaft von Senkrechten und Geraden, bis Frau Bünzli, die Zimmerfrau, an meine Türe klopfte und grämlich rief: Aufstehen! 's ist Zeit . . . .

So gut haben's die wenigsten Fabrikherren, so frei können wohl keine Architekten schalten. Das ist Traum: die Wirklichkeit sieht anders aus.

Wie ist etwa der Hergang? Der Inhaber einer Schlosserei, einer Mühle, irgendeines Gewerbes, kommt durch Tüchtigkeit und andere Umstände voran, muß vergrößern, stellt eine Baracke auf, etwas „Provisorisches“ (das ewig stehen bleibt), womit für ein, zwei Jahre gesorgt ist. Dann heißt's wieder Raum schaffen, man ruft den bewährten Maurermeister Habersaat, der auch in Plänen macht, und stellt ein Ding auf die Beine, das vor allem praktisch ist und manchmal auch nach etwas aussieht; passen tut's nicht zum Vorhandenen, der Landschaft schlägt's ins Gesicht, aber der angehende Fabrikant hat anderes zu tun als Stilkunde zu studieren.

Dann tost eine Hochkonjunktur übers Land wie eine Rüfene, der Fabrikherr muß notgedrungen einen großen Bau aufführen, einen wahren Goliath: den gibt er nun einem wirklichen Architekten unter die Finger, einem Verwandten,



Altes Bauernhaus der Gutswirtschaft Maggi, pietätvoll aufgefrischt.

einem Vetter der Schwiegermutter von seines Bruders Sohn, einem studierten Herrn aber extravaganten Sidian: der stellt

„bigott" in die urchige schweizerische Landschaft einen venezianischen Palazzo! Und so weiter. Ein zweiter Architekt baut hüst, ein dritter hott, dazwischen bastelt wieder Meister Habersaat ein wenig herum, und wenn die Fabrikanlage fertig ist, stellt sie eine Musterschau der verschiedenen Stile und Moden des Jahrzehntes vor.

Der Fabrikherr ist in Sorgen grau geworden. Er hat immer noch keine Zeit für Stilkunde gefunden. Aber wenn er nach Feierabend seinen Steinhaufen, Fabrik genannt, ansieht, befällt ihn leises Unbehagen, dessen Grund er nur nicht nennen kann.

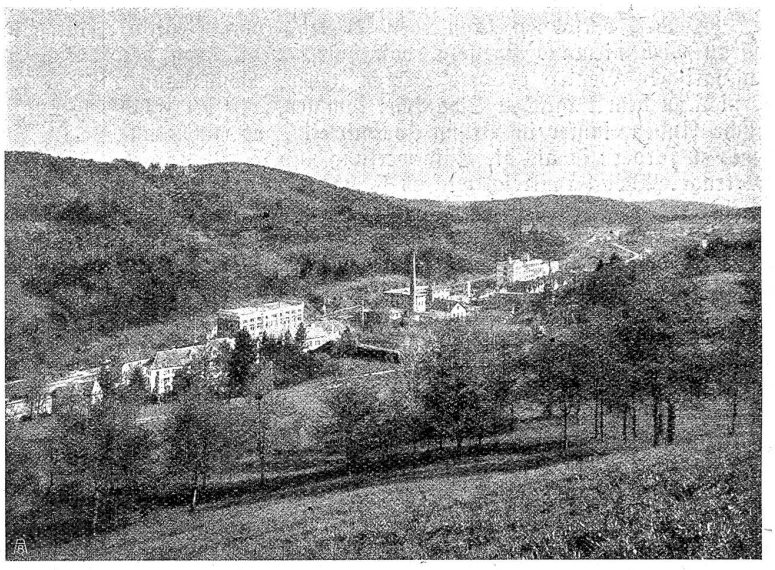
Dies ist die monströse, extreme Darstellung einer Fabrikgestaltung. Dazwischen liegen mancherlei — glücklicherweise auch gesegnetere — Wege.

Nehmen wir als Beispiel eine Fabrik, die zwar eine Anzahl unästhetischer Bauten aufweist, der Zeit entsprechend, in welcher sie entstanden sind, aber auch gute Bauten aus neuerer Zeit, und überdies Bauten von vermittelndem Charakter, die das Alte in das Neue hinüberzuführen suchen.

Es ist eine unserer größeren schweizerischen Fabriken: die Fabrik von Maggis Nahrungsmitteln, Kempttal.

(Schluß folgt.)

Tiefe der klaffenden Spalten öffnet im Licht sich zu farbigen Scheinen. Alles, Berge und Tal, dehnt sich behaglich im wärmenden Strahle der Sonne.



Heutige Anlage der Maggi-Fabriken gegen Südosten.

Spätherbstsonne.

Von Otmar Gurtner aus „Zwischen Aare und Rhone".

(Siehe Buchbesprechung in Nr. 28 der Berner Woche.)

Am Steinmann stemme ich den Rücken fest und die Füße tasten am scharfen Felsrand, über den der Blick ins Leere taucht.

Ein einsam kleiner Gipfel — ein goldener Herbsttag — mein ist das Glück!

Mein Spitzchen heißt Spitzhorn. In der Tat glaubst du vom Tale aus einen Felszahn von großer Steilheit zu sehen. Beschau ihn von Mürren — er katzenbuckelt. Und dein auf scharfe Zackengeräte gestimmtes Kletterherz sehnt sich darüber hinweg in die Glockenwand des Breithorns. — Und doch ist er schön!

Früh wanderte ich talein. Ein feiner Morgendunst wogte im engen Talgrund. Hoch über dem Eiskamm des Mönchs stand der Morgenglanz hell am Himmel und schon blätterte ein erwachtes Vögelein im Buchenlaub. — Am klaren Bache bei Trachsellauenenen wusch ich den letzten Schlaf aus den Augen. Lange ging's dann im gleichen Holperschritt bergan, bis ich, am Steinberg den Weg verlassend, im Bergrosengesträuch gerade gegen die Lücke am Spitzhorn zustrebte. — Kurze Stufen, wenige glatte Platten und ein harmloses Gipfelgrätlein — ich bin oben.

Eine Gipfelstunde ist herrlich. Ich habe die ganze große Bergwelt für mich allein . . . oder will der alte Bergrapp, der im Kreise um mich fliegt, das Gegenteil behaupten? Geh weg, Alter! — du bist zu hoch geflogen.

Im Lauitor steht ein weißes Wölklein. Es buckelt sich auf und schmiegt sein luftiges Häubchen an den Berg, verhüllt Grat und Wand. Nur ganz oben, da wo sich der Blick zwischen Himmel und Horizont fängt, sticht ein schmaler Eiskamm hoch ins Blau. Auf seiner gleißenden Spitze endet die Welt, beginnt die Ewigkeit. —

Das Tal erwacht. Verworren rauscht der Schmadrifall herauf. Silbern gischtet der Talfluß. Am Mittaghorn huscht längst schon ein lichtes Strahlen herüber. Rückblickend gewahre ich sonnige Berge. Ganz unbemerkt hat sich die Sonne Gipfel und Zacke erobert und ist schon bis zu mir herab gestiegen. — Blaßblau schimmert der Eisstrom. Noch zeigt er kein Leben. — Jetzt erfaßt ihn das Licht. Sprühend stiebt das Gefunke vom Eis. Selbst die gähnende Kennst du das stolze Gefühl, Herrscher im Lande zu sein? Mein ist die Macht . . . mein Szepter der Pickel. Mir nur orgelt der Wind im Gefels, mir allein gilt das Kreischen des Raubtiers, das hoch im lichtblauen Himmel kreist. Und selbst im Rund die Vasallen, die eisigen Riesen der Hochwelt, sie senken grüßend das Haupt und spenden achtungbezeugende Ehrensalven.

— Auffahrend ertappe ich mich: ich schlief. Oh, töricht am Rande des Abgrundes zu träumen von Macht und Größe des Menschengeschlechts . . .

Neben mir bröckelt ein Stein, vom tastenden Fuße gelockert; — gut daß ich erwachte! Die Mittagsonne steht hoch am wolkenlosen Himmel. Weit ist noch mein Weg — ich muß gehen.

Rauh krächzend schwingt sich der gefiederte Alte auf den verlassenen Gipfelturm und giert nach Resten meines kärglichen Mahles . . .

Fahrlässige Politik.

Die französische Politik ist so kurzsichtig, daß sie höchste Kraftanstrengungen im militärischen und diplomatischen Gebiet nur gegen Deutschland anwendet. Hier in Deutschland fürchtet Paris jeden Monarchismus und jede republikanische Rechtsrichtung. Anderwärts aber ist ihm alles willkommen, was irgendwelchen reaktionären Anstrich trägt, sei's in Rußland, sei's in den Donauländern, sei's im Balkan. Man kann nur noch eine Parallele finden: Das Verhalten gegen den griechischen König Konstantin; trotzdem dessen Armeen gegen Kemals Truppen marschieren, gegen die alten Alliierten der Hohenzollern also, finden sie vor den Augen der Franzosen keine Gnade. Grund: Konstantin ist germanophil, und ist ein Vorposten der deutschen Monarchisten im Balkan.

Die Inkonsequenzen, welche aus dieser sonderbaren französischen Einstellung erfolgen müssen, haben glücklich den Burgenlandkonflikt zu einer europäischen Gefahr gemacht. Ungarn darf sich eine kaum zu übertreffende Verhöhnung des Völkerbundes leisten; es zieht sein Aufnahmegesuch zurück unter der deutlichen Bemerkung, weshalb: Weil die Entente nicht in die zwangsweise Revision des Trianonerfriedens einwilligen wollte. Frankreich weiß genau, daß die Verletzung der auf Versailles folgenden Friedensschlüsse